

Einbruch ins verschlossene Kurdistan

von
Gottfried Johannes Müller

Dr. Ronald Henss Verlag

Vorwort

Dieses Buch wurde das letzte Mal im Jahr 1956 herausgegeben. Viele Jahre war es verschollen. Selbst Gottfried Müller, der Autor, besaß kein eigenes Exemplar mehr.

Aufgrund einer glücklichen Fügung schickte ein Salem-Freund uns ein Buch, das er in seinem Bücherschrank gefunden hatte. Dies diente uns als Manuskript zur neuen Auflage, anlässlich des 50-jährigen Bestehens von Salem (am 16. September 2007). Der Inhalt wurde behutsam überarbeitet, Einband und Bildmaterial original übernommen. Lesen Sie selbst, wie aktuell das Thema unsere heutige Zeit berührt.

Samuel Müller

Gegenüberliegende Seite: Der Verfasser (zu Pferd) mit seinem Freund im Innern der kurdischen Bergwildnis, als Kurde gekleidet.



Mit Fahrrad, Freund und sechzig Mark in den Orient

Seit Jahren ist es meines Herzens Wunsch und Sehnsucht, den Orient, von dem ich schon so viel gelesen habe, persönlich kennenzulernen. Längst habe ich dazu allerlei Vorbereitungen getroffen.

Jetzt ist der Wunsch zum Entschluss gereift.

Auch die vielerorts ausgebrochenen Unruhen können mich nicht mehr zurückhalten.

Überall ist Kriegsgeschrei ...!!!

Aus Bulgarien hören wir Putschversuche, die Türkei meldet Anschlag auf Kemal Pascha, Griechenland hat große Revolution, Italien beginnt den Kolonialkrieg gegen Abessinien, drüben in Ägypten sind Unruhen und Schießereien, auch in Palästina und Syrien ist kein Frieden.

Kurz und gut: Alles ein Hexenkessel!

Und mitten hinein geht meine Fahrt. Jedoch keine Fahrt als Salonreisender. Keine Luxuszüge, keine modernen Autos sollen mich befördern. Elegante Schiffskabinen werden mir fremd bleiben, ebenso die vornehmen Hotels.

Wenn ich von der Welt und ihren Bewohnern etwas sehen und hören will, muss ich mich von vornherein auf eine einfache Lebensweise einstellen, um möglichst Land und Leute wirklich kennenzulernen.

Der Entschluss ist bald gefasst: Ich nehme ein Fahrrad!

Die äußerst schwierigen Vorbereitungen sind beendet. Nun wird gepackt: Ersatzteile für das Fahrrad, Reservekleidung und Wäsche, reichlich Medizin und ein Zelt mit Gerät.

Eine Trennung von meiner lieben kleinen Ziehorgel „Hohner-Regina“ ist undenkbar. Also nehme ich sie mit. Es hat mich nicht gereut, denn oft hat sie mir einsame Stunden erleichtert, oft mich aus peinlichen Situationen gerettet.

Eine Pistole mitzuführen, ist mehr als gefährlich. Werde ich erwischt, kann ich böse hereinfallen und einige Monate im Gefängnis brummen.

Aber: Wer wagt, gewinnt!

An einem schönen Septembertag geht's los.

Natürlich mit einem gleichgesinnten Freund, der mir durch dick und dünn zur Seite steht.

Unsere Geldmittel sind äußerst bescheiden. Sechzig Reichsmark in Devisen genehmigte das Gesetz. Die gleiche Zahl betrug unser Fahrrad samt Gepäck: 60 Kilogramm!

Etwas beklemmend ist der Übertritt in ein fremdes Land. Schon bin ich nicht mehr in der schützenden Obhut und Fürsorge des Heimatlandes, sondern ganz auf mich selber angewiesen und unsagbaren Gefahren ausgesetzt.

Prag, die herrliche alte Stadt an der Moldau ist ein angenehmer Auftakt.

Budapest finde ich entzückend.

Siebenbürgen macht uns mit den Leiden und Freuden der dortigen Deutschen bekannt.

Bukarest zeigt uns schon einen schwachen Hauch orientalischen Lebens.

Dann liegt das Schwarze Meer vor uns. Die erste Seefahrt von Konstanza aus über Bulgarien in die Türkei ist wie ein Traum. An einem frühen Morgen geht's durch die einzigartigen Naturschönheiten des Bosphorus, und bald liegen wir im „Goldenen Horn“, dem Hafen *Konstantinopels*, vor Anker.

Wir staunen lange ob des bezaubernden Anblicks, den uns das Stadtbild mit den vielen Menschen und Minaretts bietet. Aber eine recht unangenehme Zollkontrolle ruft uns in die raue, schon echt orientalische Wirklichkeit zurück.

Früher als vorgesehen schiffen wir uns wieder ein. Denn gestern noch waren die Dardanellen wegen wilder Kriegsgerüchte durch Minenketten gesperrt. Heute jedoch ist die Durchfahrt gestattet.

So gelangen wir vorzeitig auf dem kleinen, schmutzigen Türken-dampfer „Inebolu“ bei Nacht und Nebel durch die Meerenge, hinüber nach Kleinasien.

Nach zwei Tagen, die wir mit über hundert zerlumpte Rekruten verbringen müssen, welche uns nebenbei eine gehörige Ladung von billigem Ungeziefer besorgen, landen wir gegen Abend in *Smyrna*.

Unvergesslich sind die Ausflüge zu den antiken Ruinenstätten von *Ephesos* und *Pergamos*.

Wie wir dann in die Hafenstadt zurückkommen, stockt uns fast der Atem. In einer uns wohlbefreundeten Familie hören wir zu unserem nicht geringen Schrecken, dass die „Inebolu“ auf ihrer nächsten Fahrt hierher in einem Sturm mit Mann und Maus untergegangen sei ...

Welch eine göttliche Bewahrung! Denn unsere Schiffskarten für die „Inebolu“, die wir in Deutschland schon gekauft hatten, lauteten genau auf das Datum ihres Untergangs!

„Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.“ Das ist von vornherein unsere Devise gewesen. So landen wir bald auf der Insel *Rhodos* (d.h. Roseninsel), berühmt durch ihre überragende Schönheit.

Nach zwei Wochen setzen wir die Reise fort nach *Ägypten* und damit nach *Afrika*.

Von *Alexandrien* aus radeln wir weiter in die Hauptstadt *Kairo*, die uns das Wort „Orient“ in allen Variationen vorführt. Hier lernen wir auch den ganzen Schmutz, das fürchterliche Elend, die unsagbare Armut, vermischt mit unbeschreiblichen Krankheiten, kennen.

Wehe, wenn hier im Orient jemand von Mitleid erfasst wird. Er wird bald auf Schritt und Tritt verfolgt und kann sich nur noch durch ganz rasches Verschwinden retten. Anstelle eines „Bakschisch“ (Geschenk) bekommt der Bittende nicht selten einen Fußtritt, oder er wird angespuckt, wenn nicht gar verflucht. Immer wieder hören wir Flüche wie „In al abuk“, d.h. „verflucht sei dein Vater“, oder „Ebnil kälb“, d.h. „du Sohn eines Hundes“.

Hier in Kairo sind wir mitten in den blutigen Unruhen. Nicht selten sehen wir, wie ein Demonstrationszug die Polizei angreift oder einen Straßenbahnwagen völlig demoliert.

Wir machen noch einen kurzen Besuch bei den Pyramiden, in *Sakkara* und *Memphis*. Dann soll's weiter gehen gen Osten, hinein nach *Asien*.



Der Verfasser vor den Pyramiden von Gizeh

In Ismaila erreichen wir den Suezkanal und treffen noch am selben Tag in *Port Said* ein.

Es sind noch wenige Tage bis Weihnachten. Nach all den bisherigen Sonnentagen ist es heute etwas stürmisch, und unser Kapitän überlegt, ob wir bei dem augenblicklichen Seegang vor Jaffa anlegen können oder gleich nach Haifa weiterfahren müssen. Schließlich bleiben wir aber doch hier.

Bald stehe ich mit meinem Freund auf dem Boden des *Heiligen Landes*.

Bagdad und die heilige Stadt Kasimen

Seit über vierzig Stunden fühlte ich mich mit meinem Sepp wie ein Gefangener in jenem Wüstenauto, das wir nach herrlichen Sonnentagen und phantastischen Vollmondnächten am See Genezareth in Tiberias bestiegen hatten.

Erfreulich kurz dauerte die Rast an der Grenze zwischen Palästina und Transjordanien zur Passkontrolle und zu einer geringfügigen Reparatur am Auto.

Dann donnerte der Wagen weitere viele Stunden Tag und Nacht in rasender Fahrt ununterbrochen durch die öde Syrische Wüste dahin. Zur Orientierung des Weges dienten lediglich die Fahrspuren anderer Wüstenwagen.

Während wir tagsüber in der glutheißen Sonne fast austrockneten, froren wir des Nachts. Wir führten außer unseren leichten Reisedecken nur Tropenkleidung mit uns.

Der Einfall zu dieser Wüstenfahrt war uns nämlich ebenso spontan gekommen, wie so manches andere Abenteuer, das wir auf unserer Reise erleben durften.

An Schlaf war trotz unserer ungeheuren Müdigkeit nicht zu denken, weil wir in diesem rasenden Tempo bei jeder der vielen Unebenheiten des Sandmeeres hochgeworfen und mit kräftigem Schlag wieder niedergesetzt wurden. So lagen wir, alles über uns ergehen lassend, hinten auf dem offenen, leeren Lastwagen und starrten hinauf in den Zauber des Sternenhimmels und in das fahlsilberne Mondlicht der tropischen Nacht ... Unsere Köpfe schützten wir so gut wie möglich vor den Aufschlägen auf dem Lastwagenboden.

Am zweiten Morgen unserer Wüstenfahrt kam neues Leben in unsere steifen Glieder. Heute sollten wir noch am Vormittag das Ziel unserer Sehnsucht erreichen. Schon hatten wir den Euphrat überquert und einige Dörflein inmitten kleinerer Oasen durchfahren, da verschlang uns wieder die trostlose Öde der Wüste.

Erwartungsvoll gehen unsere Blicke gen Osten in die langsam höher und höher emporsteigende Glutkugel der unbarmherzigen Sonne.

Endlich glauben wir einige glitzernde Punkte am Horizont zu entdecken, die sich rasch vergrößern. Durch unser Fernglas erkennen wir golden glänzende Kuppeln von Moscheen. Von unserem Wüstenchauffeur erfahren wir, dass es die der heiligen Stadt *Kasimen* sind, dem Wallfahrtsort der mohammedanischen Sekte der Schiiten. Wir umfahren glücklicherweise diese Stadt in großem Bogen.

Während ich noch lange auf die schimmernden Kuppeln und Minarette zurückblicke, steigt in mir ein Gedanke auf.



Blick auf Bagdad

Inzwischen nähern wir uns unserem Ziel. Vor uns liegt Bagdad, die einstige Stadt der Wundermärchen von „Tausendundeine Nacht“. Inmitten von sattem Grün und dem Braun gewaltiger Palmenhaine blinken die unzähligen weiß leuchtenden Häuser hervor. Dazwischen leuchten die vielen, in allen Regenbogenfarben schimmernden, buntglasierten Kuppeln der zahlreichen Moscheen.

Unerschrocken wie immer, marschieren wir – Sepp und ich – los, die Irakmütze kokett aufs linke Ohr gedrückt. Im Mittelpunkt der Altstadt von Bagdad finden wir die Haltestelle der Pferdebahn, die zugleich Ausgangspunkt für unsere Reise nach Kasimen ist. Wir klettern hinauf in den „1. Stock“. Das ist der Platz für Effendis und bedeutet so viel wie „1. Klasse“. Dann fahren wir los. Ohne Aufenthalt traben die vorgespannten Pferde dahin.

Zuerst geht es durch die großen Dattelpalmenhaine Bagdads, bis plötzlich vor uns die bereits bekannten goldenen Kuppeln auftauchen.

Während der Fahrt lassen wir Ibrahim erzählen und nur dann, wenn wir die arabischen Worte ganz exakt auszusprechen vermögen, geben wir ihm Antwort. Wir werden nämlich von den Mitfahrern scharf beobachtet. Fiele auch nur der geringste Verdacht auf uns, dass wir Christen sind, dann wäre es nicht nur um unser eigenes Leben, sondern auch um das unseres treuen Dieners Ibrahim geschehen, der als Kollaborateur gelyncht worden wäre.

In Kasimen angekommen, verlassen wir die Pferdebahn. Scheinbar ganz unbekümmert, aber trotzdem alles scharf beobachtend, schlendern wir durch die düsteren Gassen. Unsere Absicht besteht darin, möglichst nahe an die Eingänge der Moschee heranzukommen, um photographische Aufnahmen zu machen.

Ibrahim geht vor uns her, um festzustellen, ob auch alles sicher ist – das heißt, ob nicht gerade irgendein fanatischer Gläubiger uns in den Weg kommt.

Einige Male ist der Versuch einer Annäherung bereits missglückt. Nachdem uns diese abwartende Lage aber schließlich zu langweilig wird, gehen wir einfach geradewegs auf den Eingang der Moschee zu. Der flehenden Bitten unseres braven Ibrahims achten wir nicht. Wohl oder übel muss er nun mitmachen. Erstaunlich schnell stellt er sich auch auf die neue Situation ein. Während wir so an den verschiedenen Eingängen vorbeikommen, erklärt er, in die Toreingänge hineindeutend, irgendetwas Unverständliches. Mir gelingt es indessen, mit der kleinen „Kodak Retina“ durchs Knopfloch verschiedene Aufnahmen des Innenhofs der Moschee zu machen und sogar unbemerkt

dabei zu bleiben. Wir sind glücklich, diese seltenen Photos unserer schon reichen Photo-Sammlung hinzufügen zu können.



Prachtvolle Außenwand der heiligen Moschee von Kasimen

Dieser Innenhof der Moschee ist etwas ganz unbeschreiblich Schönes. In einem mit hohem Kunstsinn zusammengestellten Prachtwerk von wohl Tausenden von buntglasierten Kacheln schimmern alle Wände dieses Innenhofes, und jede einzelne dieser Kacheln ist wiederum ein eigenes Kunstwerk für sich. Jede trägt ein anderes Bild von Blumen, Phantasiefiguren, Ornamenten, Halbmonden und anderem. Wir können uns von diesem glitzernden Wunder kaum losreißen.

Bereits fünf von den insgesamt sieben Toren der heiligen Moschee haben wir unseren Besuch abgestattet. Während ich mit Sepp voll Freude über unseren gelungenen Photographierstreich gerade auf dem Weg zum nächsten Tor des Heiligtums bin, um auch noch einen anderen Blickwinkel zu gewinnen, bemerke ich plötzlich ein seltsames Flackern in Ibrahims Augen. Er sagt kein Wort mehr und gibt uns auf Fragen nur ganz kurze, mürrische Antworten. Dabei späht er, immer aufgeregter werdend, abwechselnd nach vorne und rückwärts und

Im Fegefeuer der Wüste

Punkt fünf Uhr holt uns das Auto in unserem Hotel „Naamann“ ab, um gleich darauf Bagdad zu verlassen. Welche Abenteuer warten auf uns?

Auf den Rat unseres Freundes Kasim und des treuen Ibrahim haben wir uns für die Reise reichlich mit Lebensmitteln und, was das Notwendigste ist, mit sehr viel Wasser versorgt. Zuerst scheint uns dieses Anraten unverständlich, denn schon am gleichen Abend sollten wir doch schon im Lager des Scheich Abdul el As eintreffen. Aber einen guten Rat soll man immer befolgen, das hilft vor Schaden bewahren.

Auf gut geteilter Straße fahren wir in nordwestlicher Richtung dahin und erreichen bereits nach eineinhalbstündiger Fahrt Feluja. Das ganze Dorf ist von unserer Ankunft bereits unterrichtet und erwartet uns. Aus einem großen Kreis schreitet sodann ein Beduine hoheitsvoll auf uns zu, verneigt sich tief und meldet: „Mein hoher Herr, Scheich Abdul el As, sendet mich hierher, um Euch zu dienen und sicher in sein Lager zu geleiten.“

Der Beduine nimmt in unserem Wagen Platz, und nun erst beginnt die eigentliche Fahrt. Unmittelbar hinter Feluja passieren wir auf einer guten Brücke den Euphrat. Dann verlassen wir die Straße und fahren westwärts in die Steppen der Wüste hinein. Unser Fahrer ist ein origineller Bursche. Tollkühn, aber mit fabelhafter Sicherheit, die wirklich staunenswert ist, jongliert er die Wüstenkiste über die vielen Hindernisse hinweg. Das ist gar nicht so einfach wie es aussieht, denn es sind stets eine Unzahl kleinere und größere Sanddünen zu überqueren, in denen sich der Wagen festfahren würde, wäre sein Tempo nicht so schnell. Die Löcher behindern den Wagen weniger. Am schönsten ist es, wenn man so im Achtzig-Stundenkilometer-Tempo darüber hinwegschießt. Man wird dabei zwar bis an die Auto-Decke hochgeworfen, aber unsere Abenteuerlust ist noch höher.

Die Sonne steht schon sehr hoch am Himmel. An sich ist es ein sehr schöner Tag, aber heiß. Das muss eben in Kauf genommen werden, wenn man in die Wüste fährt. Trotzdem kommt mir die Schwüle unheimlich drückend vor. Mit einer gewissen Genugtuung sehe ich, dass sich die anderen Mitfahrer auch heimlich den Schweiß von der Stirn wischen.

Da wir aber unaufhaltsam und auch sehr rasch vorankommen, können wir, wenn nicht etwas Besonderes dazwischenkommt, schon nachmittags gegen vier Uhr bei unserem Gastgeber sein.

Aber das unerwartet „Besondere“, es kam!

Ununterbrochen fegen wir nun schon den ganzen Vormittag, mit nur ganz kurzer Rast, über die glühende Wüste dahin. Nicht das leiseste Lüftchen regt sich, um uns Kühlung zu verschaffen. Immer mehr wird aus dem armen, wild pochenden Motor herausgeholt. Keiner von uns spricht mehr ein Wort. Außer dem rastlosen Knattern der Maschine hört man keinen Laut. Auch mir ist die Kehle schon vollkommen ausgetrocknet, und ich mag und kann nichts mehr reden. Der unheimliche Bann, der auf den anderen liegt, überträgt sich auch auf mich und meinen Freund.

Zwei Uhr nachmittags – ich atme auf. Ist es die Erwartung, bald das ersehnte Ziel erreicht zu haben, oder eine Beklemmung, dass etwas bevorsteht?

Kurz darauf kommt eine ganz leichte Brise, die ich mir wohliger über Gesicht und Haare streichen lasse. Auf dem Boden spielt das harmlose Windchen mit dem leichten Wüstensand und formt allerlei Figuren und Arabesken. Während ich noch über die geschickte Meisterhand des Windes staune und alle möglichen Dinge und Gegenstände in den Formen zu erkennen suche, nimmt der Wind von Sekunde zu Sekunde an Stärke zu. Die eingeborenen Mitfahrer vertauschen ihre Schweigsamkeit mit lautem Geschimpfe – ihre Augen suchen unsterk die Umgebung und den Himmel ab. Dann, ehe wir uns versehen, wird es dunkel und dunkler um uns her.

Mit einem laut quietschenden Ruck hält unser Fahrer und springt aus dem Wagen, desgleichen unser Wüstendiener. Eilig schnüren sie

Entführt – vergiftet – und doch gerettet

Wieder sitzen Sepp und ich auf der luftigen Terrasse des Kaffeehauses „Rafidan“ in Bagdad, unserem sicheren Hafen und Ausgangspunkt zu weiteren Abenteuern.

Glutrot rollt das Sonnenrad in ein Meer von Gold, der Himmel opalisiert in tausend Farben und verzaubert die Kuppeln der uns lieb gewordenen Märchenstadt.

Nachdem wir Bagdad bereits kreuz und quer durchforscht hatten, erfasste uns die Lust nach neuen Abenteuern. Das moderne Stadtgeräusche und das Geratter vieler Motoren widerten uns an. Uns lockte vielmehr die wilde, ungebändigte Natur, denn wir waren ausgezogen, um die Natur zu finden, die reine, unverfälschte Natur, die von moderner Zivilisation noch nicht befleckt ist und doch so unendlich viel wahre Kultur besitzt. In der Wüste hatte die Natur uns ihr ganz ungeschminktes Antlitz gezeigt. Und es war so zauberhaft schön gewesen.

Während wir heute wieder über unsere romantischen Erlebnisse sprechen, reift in mir ein neuer Plan, ein Plan, den sich allerdings schon mancher Weltenbummler ausgedacht hatte, der aber, wenn er zur Ausführung kam, am Ende häufig mit dem Leben bezahlt werden musste: Ins Innere *Kurdistan*!

Wer kennt nicht dieses wilde Land aus seiner Jugendzeit? Lasen wir doch fast alle und mit voller Begeisterung in Karl Mays Werken von seinen Erlebnissen im wilden Kurdistan! Noch heute überläuft mich eine Gänsehaut, wenn ich an diese gruseligen Geschichten zurückdenke.

Aber gerade deshalb sollte unser neues Unternehmen Kurdistan zum Ziel haben! Konnte es für uns einen größeren Reiz geben, als gerade das auszuführen, was bisher noch keinem Menschen erfolgreich gelungen war: Nämlich in die tiefe Bergwildnis Kurdistans vorzudringen, wohin noch nicht der leiseste Hauch der Technik Einlass fand und wohl auch noch lange nicht finden wird, wenigstens nicht,

solange dieses Land Eigentum der Kurden bleibt und lüsterne Eroberer nicht mit Gewalt und Gasbomben ihren Imperialismus hintragen.

So rasch wie möglich sollte der Plan ausgeführt werden. „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!“, das war schon immer mein Motto. Bereits am nächsten Abend, als die Sonne wieder in ein prachtvolles Farbengemälde von Rot und Gold eintauchte, waren wir abfahrbereit. An Gepäck führten wir nur das Notwendigste mit, was später unser Glück bedeuten sollte – eine Kamera, eine Ziehharmonika und die „kleine Apotheke“, ohne die man keine Reisen in unbekannte Gegenden des Orients machen sollte.

Ein diamantbesäter Himmel wölbt sich über uns, als wir in der Eisenbahn sitzen, die uns gen Norden nach Kerkuk bringen soll. Noch einmal blitzen die zahlreichen Kuppeln Bagdads golden auf und winken uns einen Abschiedsgruß zu.

Unsere Reisegefährten in der dritten Klasse bestehen aus einem Gemisch von finster unter ihrem dunklen Turban hervorblickenden Kurden und Arabern, die uns mit ihren kalten, wenig vertrauenerweckenden Blicken durchbohrend mustern. Uns muss das kalt lassen, denn das Wichtigste, wenn auch Schwierigste, war und blieb für uns, in irgendeiner Weise mit den Kurden in nähere Fühlung zu treten, sollte unser Plan nicht schon von vornherein zum Scheitern verurteilt sein. Die arabische Sprache beherrschen wir jetzt schon ganz gut, aber zwischen den Arabern und Kurden besteht nicht nur ein gewaltiger Rassenunterschied, auch die arabische Sprache ist den Kurden völlig volksfremd. Wir müssen nun also Kurdisch lernen.

Uns gegenüber sitzt ein besonders finster dreinblickender Geselle. Er hat seine Hose ausgezogen, sie auf der Bank ausgebreitet und verrichtet darauf kniend sein Abendgebet, das Gesicht gen Mekka gekehrt. Aus der Ferne hören wir noch den Muezzin sein „La illallah, illallah Muhmeddin resullillah“ rufen. Lange betet unser Gegenüber, denn er ist offensichtlich ein Hadschi (Mekkapilger), der sein Gebet viel länger auszudehnen hat als ein gewöhnlicher Muselman.

Erfrischend weht uns ein kühles Abendlüftchen ins Gesicht. Dann verschwindet langsam die Märchenstadt Bagdad am Horizont.

Als der fromme Mann sein Abendgebet beendet hat, lachen wir ihn einmal so recht herzlich an und reichen ihm eine Zigarette. Schweigend, ohne eine Miene zu verziehen, nimmt er sie und zündet sie an. Unser Angebot hat ihn nicht freundlicher gestimmt. Sein eiskalter Blick trifft uns aus blitzenden Augen. Wir übersehen das geflissentlich, denn wir wollen ihn unbedingt zu einem Gespräch mit uns bewegen. Ich deute nun auf den aus seinem breiten Lendengurt hervorlugenden Dolchgriff. Unser unfreundliches Gegenüber fletscht jetzt seine schneeweißen Zähne und bringt höhnisch lächelnd ein mehr als ellenlanges, furchtbar breites Messer in schön geschwungener Form zum Vorschein. Sepp und ich erbleichen vor Schreck, als er es zum Spaß gegen uns führt. Es überläuft uns ein unheimliches Gruseln, als wir von dem haarscharfen Messer in die kalt bleibenden Augen des Mannes blicken.

Wir sind geschlagen. Der erste Misserfolg eines Annäherungsversuches! Eine peinigende Unruhe packt uns bei dem Gedanken, dass wir zu diesen Leuten, die, wie man sagt, nur aus Räubern und Mördern bestehen sollen, reisen wollen. Sollen wir nicht lieber umkehren? Oder sollen wir es wagen und uns diesen Mordgesellen anvertrauen? Wir *müssen*!

Nach einer bitterkalten, sternklaren Nacht, die wir, weil wir uns nicht ausstrecken können, nur wenig schlafend über der Sitzbank im Gepäcknetz verbringen, langten wir gegen Morgen mit elend steifen Gliedern in Kerkuk, der Stadt der riesigen Petroleumlager, an. Hier sind wir bereits am Vorposten Kurdistans. Wir wollen aber zunächst nach Suleimanie, der kurdischen Hauptstadt, weiterfahren, um von dort aus in die ansonsten unzugängliche Bergwildnis Kurdistans vorzudringen. In Suleimanie selbst liegt noch ein ziemlich starkes Polizei- und Militäraufgebot des Staates Irak, so dass wir uns dort zunächst einmal sicher fühlen können. Wir müssen danach aber selbst sehen, wie wir weiterkommen.

Ein Mietauto für die etwa 200 Kilometer lange Fahrt von Kerkuk zur kurdischen Hauptstadt ist schnell gefunden. Als wir gerade Platz nehmen wollen – uns stockt der Atem –, kommt, wie der Leibhaftige in Menschengestalt, unser grimmiges Gegenüber aus der Eisenbahnstracks auf uns zu, und ehe wir uns versehen sitzt dieser Kerl schon zwischen uns auf der Sitzbank im Auto. Uns überläuft erneut das kalte Grausen bei seinem Anblick, aber dann kocht es in uns vor Wut ob der unverschämten Dreistigkeit des unheimlichen Menschen. – Aber was sollen wir tun? – Es bleibt nur eins: gute Miene zum bösen Spiel machen.

Zum zweiten Mal versuchen wir, mit dem Kurden in ein Gespräch zu kommen. Aber auch diesmal wieder ohne jeglichen Erfolg. Die einzige Antwort, die wir von ihm erhalten, ist ein zynischer Blick aus seinen rohen, furchterregenden Augen.

Nachdem wir etwa drei Stunden lang schweigend, uns krampfhaft irgendwo im Auto anklammernd auf schlaglochreichen Wegen dahingerast sind, taucht plötzlich vor unseren Blicken ein großes Dorf mit primitiven Lehmhütten auf, hinter dem sich die mächtige, schneebedeckte Gebirgskette des Persischen Hochlandes erhebt.

Wir sind in *Suleimanie* angekommen, der Hauptstadt Kurdistans.

Stumm und plötzlich, wie unser finsterer Reisegefährte bei uns erschienen ist, verlässt er uns nun. „Unheimliche Gesellen, diese Kurden!“, sagt Sepp verwundert.

Aber das Wundern sollte uns in dieser Wunderlande noch in ganz anderen Ausmaßen beigebracht werden.

Bald haben wir uns in einem sogenannten „Hotel“ eingerichtet, müssen jedoch mit einem Perser zusammen in einem Zimmer schlafen. Wes Geistes Kind dieser Perser ist, können wir nicht feststellen. Es ist uns aber gleichgültig, da wir die persische Sprache nicht beherrschen und er keine andere Sprache als Persisch kann. Obwohl wir in dem angeblich feinsten Hotel Suleimanies abgestiegen sind, siehe da, es wimmelt im Zimmer von allerhand scheußlichem Ungeziefer, was uns wehmütig an die komfortableren Häuser in Bagdad zurückdenken lässt. Indessen, wir sind ja vor der Zivilisation geflohen,



Scheich Mahmud, der kurdische König mit einer persönlichen Widmung an den Verfasser

Beim König der Kurden

Tag um Tag vergeht. Wir werden immer mutloser, denn es scheint, als hätten sich alle finsternen Gewalten gegen uns verschworen um zu verhindern, dass wir unseren Plan verwirklichen: noch tiefer wollen wir ins Wilde Kurdistan eindringen, jetzt erst recht! Von Pontius zu Pilatus sind wir schon gelaufen, um uns nach einem Weg in dieses Land, das mit sieben Siegeln verschlossen zu sein scheint, zu erkundigen. Bei allen behördlichen Stellen und sämtlichen führenden Männern, bei Persern, Türken, Indern und anderen sind wir schon gewesen – überall haben wir nur die eine trostlose Antwort erhalten, dass es aufgrund fast aller Erfahrungen so gut wie ausgeschlossen sei, lebendig aus dem Innern dieses wilden Landes wieder herauszukommen, denn die Kurden seien heute noch genauso wie früher, nämlich ganz gefährliche Räuber und Mordgesellen. – Eine kleine Kostprobe davon haben wir soeben genossen ...

Wieder ist unsere kleine arabische Freundin Fatima die Vermittlerin zur einzigen Stelle, die uns die Tore zu diesem Lande öffnen kann. Aber die kleine Fatima war ganz unschuldig daran und wusste nichts davon. – Es nahte ihr Geburtstag ... Um einmal unsere Dankbarkeit für die vielen schönen Stunden in ihrem gastlichen Heim in der Sprache der Blumen auszudrücken, durchforschen wir sämtliche Gärten der Stadt Bagdad – Gärtnereien in unserem Sinne gibt es dort nicht –, um ihr die allerschönsten Rosen zu bringen. Wir finden aber keine. Unsere letzte Hoffnung, in der Vorstadt Moadam das Gesuchte zu finden, zeigt sich auch als erfolglos. Schon wollen wir von unserer vergeblichen Forschungsreise nach Rosen zurückkehren, als Sepp unseren sonst so pfiffigen Diener Ibrahim, den wir nach unserer abenteuerlichen Reise nach Kurdistan wieder zu uns genommen haben, auf eine palastähnliche Villa in nächster Nähe aufmerksam macht. Ob wir dort nach Rosen fragen sollten? Erschrocken ob dieses Ansinnens erbleicht Ibrahim und will rasch an dem gefürchteten Haus

Als Freunde des Königs in seinem verschlossenen Land

Zum zweiten Male bringt uns die Eisenbahn nach Kerkuk.

Wieder kontrolliert uns arabische Polizei, um uns pflichtgemäß der von uns bezeichneten nächsten Polizeistation weiterzumelden, damit man uns ja nicht aus den Augen verliere.

Doch diesmal sind wir etwas gewitzter. Wir müssen sie über unser Vorhaben täuschen, diese Aufpasser an der Grenze, denn wenn die Behörden auch nur das Geringste über unseren verwegenen Plan erfahren, ist er von vornherein zum Scheitern verurteilt. In diesem Falle würde man uns wohl höflich, aber energisch, in denselben Zug packen, der uns von Bagdad hierher gebracht hatte, und anschließend hätten wir eine unfreiwillige Wüstenfahrt über die Grenze des Staates Irak antreten müssen. Dieses durfte keinesfalls geschehen, da sonst auch hinter uns ein eiserner Riegel ins Schloss gefallen wäre, der sich so bald nicht wieder öffnen ließe.

Wir sind uns darüber klar, dass jetzt für uns der entscheidendste Augenblick naht. Wir bemerken ohnehin gleich, dass die kontrollierenden Grenzpolizisten gegen uns besonders misstrauisch sind, weil wir erst vor wenigen Wochen an derselben Stelle waren.

Wir zünden uns mit der harmlosesten Miene der Welt eine Zigarette an und geben den Grenzbeamten von unserem Rauchvorrat ab. Hierauf bringen wir unser Anliegen vor, und zwar, dass wir gern in Kerkuk noch einige der berühmten Reiseandenken kaufen möchten (dazu klimpert Sepp scheinbar unbeabsichtigt mit dem losen Silbergeld in der Tasche). Dann wollten wir heute noch bis Mosul weiterfahren, um morgen über Erbil, Revandauz nach Persien zu gelangen. Ganz besorgt und wichtigtuend erklären wir ihnen, dass wir morgen schon Irak verlassen haben müssen, weil unsere Aufenthaltsbewilligung schon übermorgen abgelaufen sei. Zum Glück besitzen wir das persische Visum, und die schlaunen Beamten merken erfreulicherweise nicht, dass darin der Weg über Kermanschah vorgeschrieben ist. Und sind

wir erst einmal im Inneren Kurdistans, dann werden wir schon weiterkommen ...

Unser harmlos-sicheres Auftreten hat gewirkt – der Besuch in Kerkuk ist genehmigt.

Sogleich begeben wir uns zu einem Taxichauffeur und handeln mit ihm um den Preis für die Fahrt nach Kerkuk. Dieses ist natürlich nur ein Scheinmanöver, denn neben ihm wartet inzwischen unser Chauffeur, den uns der gestern vorausgeschickte Diener Scheich Mahmuds hierher bestellt hat. Er heißt Achmed.

In einer Hintergasse Kerkuks halten wir an und lassen uns auf „geheimen Pfaden“ zum dortigen Vertrauten des Königs, Omar Ben Hadschi Youssef, bringen, der uns innerhalb weniger Minuten vom flotten Europäer zum waschechten Kurden verwandelt. Bei ihm bleiben wir bis zum Nachmittag, dann geht die Fahrt im Auto weiter. Niemand würde erkennen, dass die Insassen – Omar ist auch dabei – jene zwei „vornehmen Deutschen“ sind, die heute früh ankamen, um „nach Mosul weiterzureisen“.

Nach dreistündiger, ununterbrochener Fahrt sehen wir wieder Suleimanie vor uns liegen. Dabei überläuft uns ein gewisses Gruseln, sobald wir an den letzten Aufenthalt in diesem Ort denken.

Draußen beginnt es schon zu dämmern, daher steigen wir rasch aus und gehen zu Fuß weiter. Nach einigen kleinen Umwegen – dabei redet nur Omar in kurdischer Sprache, weil wir mit unserem fremden Akzent sofort aufgefallen wären, obwohl wir schon sehr gut alles verstehen können – stehen wir plötzlich vor einem mächtigen, eisenbeschlagenen Holztor. Kaum hat Omar den verabredeten Ton, einen Wachtelschlag, ausgestoßen, als sich durch das Tor das Gesicht eines Mannes schiebt, der uns rasch in den großen Innenhof eintreten lässt. Wir befinden uns im Stammhaus Scheich Mahmuds, dessen zwanzigjähriger Sohn Latif von hier aus das mächtige, wilde Kurdenreich regiert. Lautlos werden wir in die inneren Gemächer geführt, wo wir nun wieder laut miteinander reden können. Der junge Scheich Latif begrüßt uns, als die von seinem hohen Vater gesandten Freunde, aufs Herzlichste und versichert uns dabei, dass alles, was wir nur

an, so dass es dem versteckt lauernnden Vogelsteller nicht schwer wird, in kurzer Zeit eine Menge Kauvögel abzuschießen.



Der Verfasser mit Sepp beim Mittagessen auf dem Dach des Hauses Schuach Maschids

Höchst beliebt ist auch die Jagd auf Wildschweine, die in großer Anzahl hier umherstrolchen. Sie halten sich hauptsächlich in einsamen Tälern auf, die mit niederen, knorrigen Balamut-Eichen besetzt sind, und ernähren sich von deren Früchten, oder aber sie fallen über die ohnedies wenigen und kärglich angebauten Getreidefelder her und vernichten alles. Wenn es auf Wildschweinjagd geht, zieht eine ganze Schar hinaus in ein einsames Tal. An die hundert Diener werden als Treiber angesetzt, die heftig lärmend die Tiere aufscheuchen und sie auf diese Weise den etwa vier bis sechs Jägern ins Schussfeld treiben. Das heißt, nur Sepp und mir gilt das Wort Schussfeld, denn an das, was die Kurden hier Jagd nennen, haben wir uns aus Sicherheitsgründen noch nicht gewöhnen können. Sieht ein Kurde einen Pracht-Eber daherstürmen, springt er blitzgeschwind von seinem Pferd herun-

ter und hat schon den funkelnden Chantschar-Dolch in der Hand. Nun macht er das gehetzte Tier durch lautes Geschrei auf sich aufmerksam und steigert seine Wut, so dass es in vollem Tempo angreift. Wenn der Zuschauer dann glaubt, der Koloss von Eber ramme dem Jäger die Stoßzähne sofort in den Leib, macht der Jäger jedoch eine blitzschnelle Wendung und stößt dem Tier mit tödlicher Sicherheit das Messer bis zum Griff ins Genick. Der Kurde sitzt im nächsten Augenblick wieder im Sattel, um das blutige Schauspiel zu genießen, wenn sich das Wild schmerzdurchzuckt wälzt und verendet. Auch kann er, falls das Tier nicht tödlich getroffen wurde, geschickter und schneller als zu Fuß weiteren Angriffen ausweichen. Ich jedenfalls ziehe es für mich vor, vom Pferde aus der Beute mit einem sicheren Schuss das Leben zu nehmen.



Kurden

Sind an einem solchen „Chansir“ (Jagdtag) etwa zehn bis zwanzig Wildschweine erlegt worden, dann zieht sich die Jagdgesellschaft befriedigt über das viele geflossene und gesehene Blut recht hungrig nach Hause zurück. Die Schweine bleiben tot liegen, denn der Islam verbietet seinen Gläubigen den Genuss von Schweinefleisch. Wir

Ahag Bassars, der schon längere Zeit danach ausgespäht hatte, entdeckt, als er einen langgezogenen, hohen und schrillen Schrei ausstößt. Augenblicklich kommt Leben in die regungslos scheinende Menschenmasse. Bis wir näher kommen, haben sie ihre Pferde – es sind etwa fünfzig an der Zahl – bestiegen und bilden rechts des Weges Spalier, das Gewehr lose in der rechten Hand haltend.

Nun sprengt auch schon der Anführer heran, steigt ab, küsst uns beiden die Hand und meldet seine von Ahag Bassar hierher beordnete Ehrentruppe. Anschließend gibt er einen für uns unverständlichen Befehl. Wie aus einem Lauf wird daraufhin gleichzeitig aus fünfzig Gewehren der Ehrensalut abgefeuert.

Das ist ja genau wie in Europa, denken wir dabei.

Nach zweitägigem Ritt, auf dem wir als Besonderheit in tief gelegenen sumpfigen Gründen große Felder wilder, stark riechender Narzissen antreffen, erreichen wir Gablon, den nach kurdischen Begriffen schmucken Sitz des Fürsten Ahag Bassar. Sofort werden wir in einen großen, mit prächtigen Teppichen reich geschmückten Empfangsraum geführt, in welchem uns der Kurdenfürst erwartet. Er ist ein Edelmann mit klugen, ebenmäßigen Gesichtszügen. Darauf zeigen jedoch auch die Sorgen, die ihm die mit Persien geführten Kriege und Kämpfe gebracht hatten, ihre deutlichen Spuren.

Wir setzen uns auf den Boden, während er in großem Abstand uns gegenüber niederkniet. Mit diesem Vor-uns-Knien will er uns, dem hohen Besuch, seine besondere Hochachtung erweisen. Und erst als der nötige, innige Kontakt gefunden zu sein scheint, lässt auch er sich vollends nieder.

Was mir besondere Freude erweckt, ist der jüngste Sohn Hadschi Ahag Bassars, ein vielleicht vierjähriges, kräftig entwickeltes Bürschchen. Kurz nach unserer Ankunft war der kleine Fürstensohn mit einem großen Arm voll wilder Narzissen hereingekommen und hatte jedem der Gäste – also Sepp, mir und Omar – einen Teil der Narzissen überreicht, die anderen seinem Vater, danach hatte er mit gewichtiger Miene links von ihm Platz genommen. Es war staunenswert, was man diesem Kind schon für Ehrerbietungen machen musste. Ich hatte in

Kurdistan schon gelernt, dass man sich immer erheben musste, wenn ein „Herr“ eintrat, bis derselbe das Zeichen zum Sich-wieder-Setzen gegeben hatte, wie sich auch alles überall erhob, sobald mein Freund oder ich eintraten. Als aber bei dem kleinen Knirps jetzt diese Zeremonie gleichfalls stattfindet – selbst sein Vater hatte sich vor ihm erhoben –, da kommt mir erst zum Bewusstsein, wie hoch ein Fürstenson in Kurdistan in Ehren gehalten wird.



Der Verfasser beim Kurdenfürsten Ahag Bassar

Nach einem überaus reichen und mehr als üppigen Abendessen strecken wir uns behaglich lang aus. Ahag Bassar ist zum Abendgebet in die Moschee gegangen. Er kehrt erst gegen neun Uhr abends zurück. Unvermittelt setzt er sich zu uns und bittet uns, wir möchten ihm jetzt die Medizin geben, die wir für ihn mitgebracht hätten ... Überrascht schaue ich Sepp an. Was sollten wir? Ihm die Medizin geben, die wir mitgebracht hatten? Fast hätte ich aufgelacht, denn als Ärzte fühlen wir uns nicht – da fährt er ungeduldig fort: Allah habe ganz gewiss durch uns weiße Freunde eine hilfreiche Medizin für

seinen kranken Onkel geschickt. Ich halte es für klug, mich sofort dieser neuartigen Lage anzupassen und antworte: „Ach so – die Arznei! Ja, ja – die haben wir, doch müssen wir natürlich den Kranken zuerst einmal sehen.“

Sepp und ich werden in eine gegenüberliegende Hütte geführt. Beim Betreten derselben streckt uns sogleich ein Schimmel sein weiches Maul entgegen, dann gelangen wir, fast kriechend, durch ein niederes Loch in einen großen, rauchgeschwängerten Raum, in dessen Mitte ein kleines Feuer schwelt und kaum notdürftige Helle spendet. Sepp und ich fühlen uns – die nach dem früheren Raub wieder aufgefrischte kleine „Apotheke“ unterm Arm – nun doch ein bisschen wie richtige Ärzte und ordnen zuallererst an, durch Öffnen des zugestopften Fensterloches reine Luft hereinzulassen. In der hintersten, finstersten Ecke entdecken unsere Augen auf dem Boden, in viele Decken gehüllt, eine Männergestalt; davor kauern dessen fünf Frauen, welche die religiösen Klageschreie von sich stoßen. Wir fordern die Frauen auf, den Raum zu verlassen und untersuchen mit wichtiger Miene den Kranken, dessen Stirn wie Feuer glüht. Während ich den Puls fühle, nimmt Sepp die Armbanduhr in die Hand und kommandiert: „Achtung – fertig – los!“ Hätte ich die Untersuchung nicht selbst durchgeführt, ich hätte kaum glauben können, dass der Kranke 141 Pulsschläge in der Minute hat. Dass der zivilisierte, verwöhnte Europäer ein derartig hohes Fieber hätte aushalten können, halte ich kaum für möglich. Also 141 Pulsschläge in der Minute ... Ich bespreche mich mit Sepp. Es ist eine heikle Situation. Geben wir dem Kranken ein Mittel und er stirbt, werden wir schuldig und fallen in gefährliche Ungnade. Aber etwas müssen wir auf alle Fälle unternehmen, damit man an unserer Weisheit und dem großen Können der Weißen nicht zweifelt. – „Wie lange liegt der Mann schon krank danieder?“, erkundige ich mich. „Seit vier Tagen.“ „Und wie war es so weit gekommen?“ Nun wird mir erklärt, der gute Onkel habe im Nachbardorf einen Besuch gemacht, und auf dem Rückweg sei er in heftigen Regen gekommen. Dazu habe noch ein kalter Wind geblasen. Nachdem er einen halben Tag zu Hause war, habe ihn Allah krank

werden lassen und seither läge er sehr geschwächt. Um die in ihn gefahrenen bösen Geister zu vertreiben, säßen seine Frauen ständig an seiner Seite, sie wollten die Unholde durch ein besonderes Geschrei wieder austreiben! Das genügt mir. „Wie war denn der Stuhlgang?“, erkundige ich mich, um das Thema wieder in die Wirklichkeit zurückzuleiten. Er hatte seither noch gar keinen gehabt. Auch zu essen hätten sie ihm noch nichts gegeben. Sie klären mich auf: „Weil er doch gar nichts zu essen haben wollte.“ „Und irgendein medizinisches Mittel oder Heiltees habt ihr ihm auch nicht gereicht?“, erkundige ich mich weiter. Da schauen mich die Leute ganz verständnislos an und geben mir zur Antwort: „Wir – ihm – etwas – geben? Nein – Min allah! (Gott will es) Allah ließ ihn krank werden – es ist Allahs Wille.“ Aha, so also ist die Lage! Nun lag der arme Mensch seit vier Tagen und vier Nächten krank danieder, ohne einen Bissen zu essen oder sonst eine Linderung zu erhalten. Nicht einmal ein kühlendes Tuch hatte man ihm auf die brennende Stirn gelegt – nur einfach weil „Allah das will“!? Wir sind jetzt in einer peinlichen Lage. Ich besitze wohl noch eine kleine Dosis Chinin gegen Fieber, was ich eigentlich für Sepp und mich für einen eventuellen Malariaanfall gedacht hatte. Daher erkläre ich zunächst einmal den um uns versammelten Angehörigen, der alte Onkel müsse wahrscheinlich sterben, weil die Krankheit bereits zu weit fortgeschritten sei, doch wolle ich dennoch mein Möglichstes versuchen – vielleicht könne ich ihm doch noch helfen. Unter diesem Vorbehalt gebe ich ihm die erste Tablette.

Am nächsten Morgen berichten uns die Leute freudig, dass es mit dem Kranken schon viel besser geworden sei. Tatsächlich zählen wir nur noch 120 Pulsschläge pro Minute. Wir geben ihm noch eine Tablette und verordnen eine kräftige Suppe zur Stärkung des ausgehungerten Kranken.

An diesem Tag reiten wir mit Hadschi Ahag Bassar aus, der uns sein Land zeigen will, und kehren ziemlich spät heim. Kaum haben wir das Dorf erreicht, als wir vor dem Haus des Onkels die Frauen verschleiert und laut wehklagend stehen sehen, dabei führen sie mit den Händen Bewegungen aus, die großen Schmerz darstellen. Ich flüstere Sepp zu:

Das Salem-Werk und Gottfried Müllers Idee der tätigen Nächstenliebe

Die Reise in den Orient, die im vorliegenden Buch beschrieben ist, ist für Gottfried Müller das Schlüsselerlebnis. Da er aufgrund dieses Aufenthalts über Kenntnisse von Kurdistan verfügt sowie Freunde dort gewonnen hat, führt er während des zweiten Weltkrieges im Auftrag von Marschall Keitel ein Geheimkommando an. Im damals von den Engländern besetzten Kurdistan will die Deutsche Wehrmacht an das persische Öl gelangen. Doch der Einsatz wird verraten. Das Flugzeug, das sie in das Gebiet des Flusses Saab bringen soll, setzt sie mit dem Fallschirm über Kurdistan ab, direkt über dem von den Engländern kontrollierten Gebiet. Sie werden gefangen genommen, Gottfried Müller wird als Anführer zum Tode verurteilt.

Gemeinsam mit seinem kurdischen Begleiter Ramzi gelingt ihm spektakulär die Flucht, er wird jedoch wieder gefangen und erneut gelingt die Flucht. Dann zieht sich Gottfried Müller unter einem Tarnnamen nach Kairo zurück, wo er als Masseur arbeitet. Doch auch dort wird er verraten und gelangt erneut in englische Gefangenschaft. Da sich jedoch die Engländer und die Iraker um den Kopf Gottfried Müllers streiten, verzögert sich der Vollzug der Todesstrafe. Ein ganzes Jahr sitzt er in der Todeszelle. Tod durch den Strang. Von morgens auf abends und von abends auf morgens bangend wartend.

In der Zwischenzeit ist der Krieg zu Ende und Gottfried Müller entkommt der Todesstrafe. Er gelangt in das englische Gefangenenlager Neuengamme bei Hamburg und kann in der Kriegsgefangenschaft sein Abitur nachmachen. Er selbst berichtet, als er wieder bei seiner Frau und seinen beiden Kindern in Stuttgart ist, von der „zerstörten Welt“, die ihn und seine Familie umgibt.

Gottfried Müller arbeitet als Handelsvertreter und ist für eine Versicherung sehr erfolgreich. Doch eines geht ihm nicht aus dem Kopf: Die Todeszelle, in der er mit seinem Leben schon abgeschlossen hatte und er sich voller Verzweiflung an Gott wandte. Er hat ihm das Versprechen gegeben, nie mehr etwas für einen Krieg zu tun, sondern nur noch für den Frieden da zu sein. Und dieses Versprechen ändert sein Leben. Er verschenkt seinen Besitz an zwei verkrüppelte jüdische Frauen, die der Verfolgung im zweiten Weltkrieg entkommen sind, und gründet mit Freunden am 16. September 1957 in Stuttgart die Bruderschaft Salem. Salem – zu Deutsch: Frieden.

Tagtäglich muss Gottfried Müller über den Schlossplatz in Stuttgart zu seiner Arbeit gehen, und immer an Obdachlosen und „Pennern“ vorbei. Einmal fragt er sie: „Warum geht ihr keiner Arbeit nach?“ Sie erwidern: „Wir sind in einem Teufelskreis – ohne festen Wohnsitz keine Papiere, ohne Papiere keine Arbeit, ohne Arbeit kein Geld, ohne Geld keinen festen Wohnsitz.“ Seine Antwort: „Ich helfe euch.“

Er entschließt sich, nun endlich das zu tun, was er Gott in seiner Todeszelle versprochen hat. Er beginnt mit der Obdachlosenarbeit in Stuttgart, dann auch in Frankfurt, Karlsruhe, Nürnberg, München, Berlin. Je länger sich Gottfried Müller mit der Hilfe für Obdachlose und Straftatlassene befasst, desto mehr erkennt er, was die Obdachlosen ihm sagen: „Wir hatten eine schlimme Kindheit, herumgestoßen, die Eltern geschieden, niemand kümmerte sich um uns. Hätten wir damals ein liebevolles Elternhaus gehabt, so wären wir nicht auf die schiefe Bahn geraten.“

Das berührt das Herz Gottfried Müllers, und so entstehen die ersten Salem-Kinderheime in Neukeferloh, Starnberg und Wartaweil sowie Pasing. Fürth, Postbauer, Königsdorf und Königshofen kommen dazu. 1969 kann Gottfried Müller in Oberfranken, im Norden Bayerns nahe der Grenzregion, sehr günstig ein Anwesen kaufen. Dort hat die Post für die Kinder der Postangestellten ein Erholungsheim gebaut, das aber nie in Betrieb genommen wurde. Es entsteht das erste Salem-Kinderdorf, das als Modell für weitere dient, die folgen sollten. Hier